

SPIEGELWOCHE

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Im Moor.

Erzählung von Ernst Prezzang.

Fortsetzung

Pastor Driesner ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Zimmer hin und her und überlegte, was zu tun sei.

„Vorderhand, liebe Frau Wittkow, er mangelt Ihre Andeutung noch sehr der Glaubwürdigkeit.“

„Ich kann's von Arnold nicht glauben,“ fuhr sie fort.

Und auch der Amtsverwalter schrie sich mit einem Ruck um, atmete tief aus und sagte: „Ja, das müßte vor allem doch erst bewiesen werden!“

Frau Wittkow sah in die Tasche und hielt ihm das Telegramm seines Sohnes unter die Augen. Er las es und griff in einer jähren Aufwallung danach. Aber die Alte war wohl darauf vorbereitet gewesen; seine Hand fuhr in die Lüft, und Frau Wittkow ließ das Telegramm in die Tasche gleiten.

Der Schweif stand in dichten Tropfen auf des Amtsverwalters tiefgerunzelter Stirn. Er rägte heißer: „Wir wollen Frieden machen, Frau Wittkow.“

„Nein!“ Sie schrie es ihm in aufzuckender Freude ins Gesicht. „Nein, Herr Amtsverwalter, es gibt keinen Frieden zwischen uns!“ Sie ging. Und wendete sich in der Tür noch einmal: „Also Regina Therese, Herr Amtsverwalter!“

Der blickte ihr nach und lief dann auf die Veranda zur Kognakflasche. Er sah nach der Uhr, ließ den Stallknecht rufen und befahl anzuspannen.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er nach Berlin.

Die Klein-Kleettower aber wunderten sich am nächsten Sonntag nicht wenig, daß da oben auf der Kanzel ein Pastor stand, der ihnen gänzlich unbekannt schien. Er hieß zwar auch Driesner, aber er hatte weder den Erzengel noch das Vergrößerungsglas bei sich. Zum Gegenteil. Er sprach milde und wenig, wie er noch nie gesprochen hatte. Über das Thema: „Wir sind allzumal Sünder . . .“

Auf dem Moor stand in langen, lustigen Reihen der Torf aufgerichtet. Der Himmel war grau geworden, und alle leuchtenden Farben verblaßten. Zu die braunen, moorigen Pfützen hing das verblühte Heidekraut. Es regnete fast Tag für Tag. Und die Dorfbewohner eilten, den Torf in die Scheuer zu bringen. Die Leiterwagen quietschten ins Moor hinein und ächzten unter dem Fluchen der

meutcher schwierig wieder hinaus. Die Pferde saßen zuweilen bis an die Stute in den Moorast, und mancher übermäßig beschwerte Wagen mußte umgeladen werden, weil er bis zu den Achsen im Schmutz stol.

Um diese Zeit war es, als die große Arche der Bäckerantele langsam die stille himmelschwamm, an den kahlen, schwarzen Weiden vorbei, die den Fluß begleiteten. Frau Heinrichs wurde unten im Dorf von sieben ihrer Kinder gar lebhaft begrüßt und auch einige Frauen aus dem Dorf hatten sich zum Willkommen eingefunden. Es war, als fehre sie von einer

ausgetretene Ausmerikanerin, und sie kommt in Spiel und sinntosem Geplauder mit ihm manche Stunde verbringen, die sie sonst mit tödlicher Langeweile erdrückt hätte. Aber es gab auch Stunden, ja, Tage, da sie dies kleine Häuslein anpruchsvollen Lebens wie eine furchtbare Teufel entstand. Als eine Kesse, die sie an dieses Haus an die elende Boden kammer, an das elende und immer düsterer und düsterer werdende Moor setzte. Und an die Frau, die sie Mutter nannte. An die Frau, gegen die sich in ihr ein heimlicher und zuweilen verstohlen hervorbrechender Hass angestaut, weil sie meinte, daß die Mutter mit ungeheilter Krankheit in ihr Schickl eingegrissen und vielleicht alles verdorben hatte. Alles, was sie vom Vater ihres Kindes hörte.

Frau Wittkow hatte über ihren Beisch beim Amtsverwalter nur kurze Andeutungen gemacht. Aber dann war ein bitterböser Brief von Arnold gelommen. Erst als ihn erfuhr Franziska die ganze Wahrheit. Und am Schlus stand: er, Arnold, werde trotzdem versuchen, seinen Versprechungen nachzukommen.

Berichten!

Es gab einen helligen Auftritt zwischen den beiden Frauen. Aber Frau Wittkow blieb dabei: „Der hätt' Dich nimmer geheiratet.“

Die Geldsendungen kamen nach wie vor. Aber die Briefe wurden kürzer, unliebsam würdiger und seltener. Und die Ansichtskarten blieben ganz aus.

Franziska antwortete ihm schlicht ebenso kurz und bitter.

Die große Küsse kam und meiste all das Gute und Zuhörige hinzu, daß sie einfach verbinden sollte.

Alles hing nun nur noch an der Pflicht des Mannes, aufrichtig gegebene und empfangene Worte einzulösen. Franziska zweifelte nicht daran, daß seine Verwandten daran arbeiteten, ihn dieser Pflicht abwendig zu machen. Und sie kannte seine Nachgiebigkeit. Zu kurzer Zeit mußte er aus dem Militärdienst entlassen werden. Dann kehrte er zu seinen Eltern zurück und war für sie verloren, wenn es ihr nicht gelang, ihn vorher wiederzugewinnen.

Sie trat vor den Spiegel. Oh, es mußte ihr gelingen! Sie strich mit den Händen an ihrer schlanken, vollen Figur hinunter und dachte: Hübsch bin ich noch. Vielleicht hübscher als früher. Zedenfalls anders — was bei den Männern zuweilen noch mehr ist.



Canale Vena in Chioggia.

Weltreise zureit. Durchdrungen von dieser Empfindung, küßte sie flürrisch ihre sieben Sprößlinge ab. Als sie dann aber unterwegs den Koffer umkippten und allesamt in ein fröhliches Gelächter ausbrachen, da flog ihnen mit altgewohnter Eraltheit die kleine runde Hand mit die vierzehn Ohren. Und nun wußten sie es ganz sicher, daß sie ihre Mutter wieder hätten.

Droben auf der Moorinsel aber war es still geworden. So still, wie es in einem Hause werden kann, wo ein lebhafter Sängling jede Vernachlässigung mit den höchsten Freststönen rächt.

Seitdem das muttere Geschwätz der Bäckerantele versiegte war, kam sich Franziska unsagbar verlassen vor. Zwar forderte das Kind fast im-

Da, sie musste hier hinaus, musste ihre Persönlichkeit auf ihn wirken lassen. Und dann ja, er war ja im Grunde ein guter Junge. War nicht schlecht und bösertig, und nur leicht, allzu leicht zu beeinflussen.

Die Mutter brachte einen Topf mit frisch gemolkener Ziegenmilch herein. Schweigend, versunken wie immer. Sah die Tochter nicht. trat nur an das Bett des schlafenden Kindes und wollte wieder hinaus.

"Mutter . . ."

Frau Wittkow wendete stumm den Kopf.

"Ich fahr' nach Berlin."

"Und das Kind?"

"Ich muß mit Arnold reden."

"Und das Kind?"

"Ich halts so nicht mehr aus!" Sie schrie es fast.

"Und das Kind?" Ganz ruhig und kühl.

"Das Kind, das Kind, das Kind!" Franziska fuhr sich mit beiden Händen in die Frisur und warf einen zornigen Blick auf die unschuldige Ursache ihrer Verlegenheit. Sie preßte den Kopf an die kleinen Scheiben des Bodenfensters. Aber dann hörte sie, wie die Mutter sich umwandte, um hinauszugehen. Und dann war sie bei ihr, ergriff ihre Hände und sagte angstvoll und bittend: "Mutter, tu mir den Gefallen - dies eine Mal! Ein paar Tage wirst ja fertig werden mit ihm allein. Es ist ja so artig!" Und nun sah sie zärtlich auf das Kind.

Die Mutter entzog ihr langsam die Hände: "Wenn Du weg bist, Fränze, Du kommst nicht wieder!"

"Weinst, ich hab mein Kind nicht lieb?"

"Das schon. Wärst ja sonst keine Mutter. Aber es ist Dir zur Last. Ich merk's schon lange. Merk's, wie Du nieperst nach Vergnügung und Leichtlebigkeit. Und nach -- dem Mann, ja. Denn zu reden ist da nichts. Der nimmt Dich nicht, hätt' Dich niemals genommen. Dafür ist's ein Kroninger."

"Der Hass spricht aus Dir."

"Ja, ich hasse die Sippe. Und --," die Mutter trat dicht zu ihr heran und streckte eine Hand nach dem Bett des Kindes aus -- "wär das da nicht aus dem Kroningerschen Blut, dann ja, dann stünd' es anders, und Du könntest meinthalben jeden Tag losziehen."

"Aßt das nicht drum, Mutter? Um einen Namen so zu sein? Ich weiß, was die Alten uns getan haben. Aber der Arnold ist nicht so. Nein. Alles kommt' gut werden; aber bei ihm muß ich sein. Aßt's jetzt nicht so, als ob mir gar nichts daran liegt, ihn festzuhalten?"

Frau Wittkow sah versunken zu Boden: "Es ist nicht allein um den Namen. Es ist um das Blut." Und dann hob sie jäh den Kopf und sagte hart und laut: "Warum ist er nicht gekommen, als er drüben zu Weich war?"

"Was? Zu Weich?"

"Ich hab' ihn einmal hier herumschleichen sehen. Dort unten im Busch hat er gelegen und gehorcht, wie das Kind geschrien hat."

"Und sagst mir nichts?"

"Daz Du hinausläufst und Dich ihm wie der an den Hals wirst?"

"Mutter, Mutter! . . . O Du! Du, mit Deinem Hass und Deiner Nachsicht!"

"Sie haben mir mein Leben verdorben. Aßt das nicht genug?"

Und dann ging Frau Wittkow hinaus, weil die Tochter auf einen Stuhl gesunken war und laut schluchzte. So laut, daß die kleine Regina aufwachte und nach der Flasche verlangte.

Franziska gab sie ihr. Und murmelte vor sich hin: "Und ich fahr' doch nach Berlin! Und ich fahr' doch nach Berlin! . . ."

Aber es war auch hier leicht, den Vorsatz zu fassen, und schwer, ihn auszuführen.

Frau Wittkow ahnte die Absicht ihrer Tochter und paßte auf. Am Tage war sie im

Hause oder vor der einzigen Tür, die hinausführte. Sie arbeitete in der Küche, im Stall oder im Garten. Sie konnte alles sehen, oder jeden Schritt hören. Zu der Nacht aber wurde die Tür fest verschlossen, und die Stallfenster im unteren Stockwerk waren vergittert.

Franziska untersuchte alles, und die Empfindung, hier wie in einem Gefängnis eingesperrt zu sein, erhöhte ihr Verlangen nach Freiheit und Vergnügen. Denn nun durste sie auch keinen Schritt mehr ins Dorf tun.

Aber dann kam ein Abend, da sie grüßelnd an ihrem Bodenfenster stand und hinabschaute. Und nun fiel es ihr erst auf, daß da direkt unter dem Fenster der Schweinekoben angebaut war, der dem Tiere im Sommer bei ungünstigem Wetter einige Schutz geben sollte. Ein dünnes Bretterdach auf vier Pfählen nur, wohl stark genug, um einem Menschen für einen Augenblick einen Halt zu gewähren. Sie band ihre Schere an einen Windfaden und ließ sie hinunter, um die Tiefe zu messen. Wenn sie sich durch das Fenster zwängte und sich hier anklammerte, würden die Fußspitzen gerade das Dach erreichen können. So war der Weg gefunden; vor Freude darüber begann sie eine Operettentmelodie zu singen, hielt aber gleich wieder inne, weil sie fürchtete, Verdacht bei der Mutter zu erregen. Sie mitschaffte in der Küche ruhig und hatte nichts bemerkt.

Eine Nacht und einen Tag noch hielt es Franziska aus. Sie packte das nötigste in eine kleine Reisetasche, und als wieder der Abend kam, war sie gerüstet. Nun fiel es ihr doch aufs Herz, von dem Kinde zu gehen. Sie saß an seinem Bettchen, weinte und gelobte sich, sobald wie möglich zurückzufahren. Dann warf sie sich angekleidet aufs Bett. In den ersten Morgenstunden ging ein Zug nach Berlin. Wenn sie sich eine Stunde früher von hier entfernte, so erreichte sie ihn ohne Mühe.

Es war noch dunkel, als sie aus unruhigem Halbschlummer erwachte. Sie sah nach der Uhr und begann ihre Vorbereitungen zur Flucht. Sie warf die Reisetasche, einen Schirm und ihre Schuhe zum Fenster hinaus. Und dann ward es plötzlich hell. Es war aber noch nicht der Morgen, sondern der Mond, der aus einer schwarzen Regenwolke hervortauchte und nun hinter dem weißen Kroningerhause stand. Er zeichnete die hohen Pappeln wie lange dunkle Striche in den Nebel, der aus den Sümpfen stieg und sich um Busch und Weide, um Strauch und Birken klammerte. Wie ein großer flacher Kessel dampfte das Moor. Und wie riesige weiße Laken flatterte es über ihn hin.

Der Mond kam über das weiße Haus herauf und lag nun wie eine verhüllte Bogensonne, umschleiert und verschwommen, in einem Wipfel der Pappeln. Kurze Minuten nur. Dann hob sich der helle Dunstkreis höher und höher.

Franziska wagte nicht, das Kind zu küssen, fürchtete, es aufzuwecken. Immer wieder bog sie den Mund hinab, aber sie fand doch erst den Mut, sich zu entfernen, als ihre Lippen die Stirn des Kindes mit einem leichten Hauch berührten. Und auch dann zögerte sie noch einmal. Aber ein Blick auf die Uhr sagte ihr, daß sie nun gehen müssen oder für immer hierbleiben. Denn wenn sie es ausschob, so fand ihre Mutter die hinausgeworfenen Gegenstände und dann reinte sie sich sicher alles zusammen und schnitt ihr auch den letzten Weg zur Freiheit ab.

Alles ging wie es gehen sollte.

Zwar bog sich das dünne Dach unter dem Gewichte des Mädchens, aber ehe es brechen konnte, war sie schon hinabgesprungen und stand nun auf Strümpfen im Schaus. Sie hatte nur noch einen niedrigen Lattenzaun zu überflietern und dann war sie frei.

Und als sie die Schuhe, den Schirm und die Reisetasche gefunden hatte, da eilte ihr Sinn schon dem Binge voraus. Und hinter ihr, weit

hinter ihr verschwand bereits das Kind im Nebel. Das Kind, von dem sie erst etwa fünfzehn Schritte entfernt war.

Und gerade als der Zug seinen Abschied pfiff ertönen ließ, der Zug, in dem Franziska saß, gerade da wachte die kleine Regina auf. Sie wimmerte erst ein wenig, dann weinte sie leise, dann schrie sie mit hohen, hellen Tönen, die so ähnlich klangen wie die Pfiffe einer Lokomotive.

Und nachdem Frau Wittkow sich das eine Weile mit angehört hatte, stand sie auf, wandte einen Stock über und ging in die Bodenkammer.

"Fort? . . . Fort? . . ."

Und dann sah sie sich genau um, schloß das Fenster und bereitete dem Kinde eine Flasche. Die kleine sog und umklammerte mit einer Händchen die Flasche, mit dem andern eine alten, dünnen, knochigen Finger.

"Ja," sagte Frau Wittkow, "halt mich nicht fest. Ich bin die lebte. Aber Du brauchst keine Angst zu haben. Ich lasst Dir nicht weg."

Nein, Frau Wittkow ließ ihrer Enkelin nicht fort.

Der Winter kam, spannte seine Meiß in Eisdecke über das Moor, der Frühling zog den neuen ein, überschwemmte das Heideland und war wieder ein paar unterhöhlte Riesen in den Sümpfen, der neue Sommer verging, der Herbst der Winter, und die alte, ewig alte Reihe folgte wiederholte sich zum zweiten Male. Und als die Erde zum dritten Male um die Sonne gewandert war, da baute Frau Wittkow noch immer allein mit ihrer Enkelin auf der Moosalme und alles war so wie es gewesen war.

Rein, nicht alles. Denn die kleine Regina, Theresie, ließ nun schon ununterbrochenen und streute mit ihren kleinen braunen Händen gelbe Wörner unter den gächernde, beranschwirrende Geißelgel. Oder sie saß zwischen den blühenden Mauern auf den Mauerresten, spielte mit ihrer Stickenpuppe und sang. Sang Lieder, die sie niemand gelehrt, die sie also wohl selber gedichtet und komponiert oder den Wörgeln abgetauscht hatte. Denn Frau Wittkow konnte nicht singen. Nichts. Sie hatte zuweilen einen Aufsatz dazu genommen, aber dann waren die Worte vertrocknet und tonlos herangekommen, und es war alles andere, als kein Gesang. Wie ein altes Uhrwerk, das Jahrzehnte gerastet hat und dann bei einem neuen Anstoß ein paar schnarrende Töne stotternd klingenden von sich gibt.

Aber ein wenig gesprächiger als früher war Frau Wittkow geworden. Ganz allmählich und ohne daß sie selber es merkte, hatte das warme zutrauliche Wesen des Kindes die harte Mündigkeit verloren, mit der sie sich allen anderen Anhängerungsversuchen gegenüber gewappnet hatte. Denn Regina fragte ebensowenig wie ein anderes schutzbedürftiges Kind nach Hass und Rache und all den peinigenden Empfindungen, die einen Erwachsenen wohl den Mund verschließen können, weil er es für unnütz hält, Worte zu verschwenden, die ihn von seiner Not doch nicht erlösen.

Dem Kinde gegenüber trug jedes Wort seinen Zweck und Dank in sich. Sie vergaß oft Wochenlang, daß ein Kroninger dieses Kind gezeugt hatte. War, wie fast alle Großmütter mit ihren Enkelkindern sind: gut und weich und nachgiebig. Aber dann fiel ihr das andere wieder ein, und dann erstaunte Regina über die schweigsame Großmutter, aus der sie in allem Geplapper kaum ein Wort herauszulocken imstande war. Sonst ließ Frau Wittkow es das Kind nicht fühlen; nur reden, reden konnte sie nicht. Es war mit ihr so ähnlich wie mit den alten Mauerresten im Garten, die von Erde und blühenden Blumen überdeckt waren. Eine Sonnenstrahl, gewebt aus Kinderslust und Kinderlachen, hatte sich über die alten

dunklen Erinnerungen gebettet. Aber der Spaten durfte nicht durch das Erdreich stoßen, und die Gedanken durften nicht die Sonnenschicht durchbohren, sonst kamen die alten Trümmer einer längst vergangenen Herrlichkeit zum Vorschein. Und in der Wolke, die starr und drohend und schwarz unter der Sonnenschicht lag, begann es zu arbeiten.

Aber in den letzten Jahren, seit Frau Wittkow mit dem Kinde allein die Moorinsel bewohnte, hatte es in der Wolke nur zuweilen und immer leise gebrüllt, und dann war das kleine Unwetter schnell vorübergezogen, ohne daß Regina viel davon empfunden hätte. Nun sie drei Jahre alt war, schühte sie schon der feindselige Instinkt des Kindes, der vor der schlechten Laune der Gewachsenen zurückweicht und ihrer Gesellschaft die einer Puppe oder eines Pampelmunes vorzieht. Die Großen kommen schon wieder. Denn so ein Kind hat Gnaden zu vergeben, die sie nicht missen mögen, haben sie einmal davon gekostet. Und so kam auch Frau Wittkow immer wieder zurück. Und sie brachte nur ein Wort zu sagen, dann sah die kleine auf von ihrem Spiel, und die Quelle sprudelte von neuem, so munter, als sei nichts gewesen . . .

Zum übrigen waren alle Dinge so gegangen, wie Frau Wittkow es prophezeit hatte. Franziska, die damals in Nacht und Nebel verschwunden war, fand den Weg nach Hause nicht zurück. Auch sie hatte zunächst recht behalten. Arnold wurde schon am dritten Tage eingesungen und saß dann fester in ihren Fesseln als vorher. Ihre blühende Schönheit, die der Sommer im Moor zu voller Reife gebracht, verauslichte ihn und ließ alle heiligen Versprechen und Ehrenworte, die der Vater ihm abverlangt hatte, zu schanden werden. Arnold wurde vom Militär entlassen, kam aber nicht nach Hause, wie die Eltern es wünschten. Er erfand immer neue Vorwände, die seine fernere Abwesenheit in Berlin begründen und ihm den Monatswechsel von Hause sichern sollten. Aber dann erschien eines Tages statt des Wechsels der alte Kroninger. Ganz unerwartet. Franziska, im Hauskleid, öffnete ihm die Tür. Sie erschrak zuerst, sah sich aber schnell und meinte bei sich, nun sei der langewünschte Augenblick gekommen, die Dinge zur letzten und unwiderstehlichen Entscheidung zu bringen.

Kroninger stotterte ein paar Worte: „Ich ich wollte zu meinem Sohn.“

„Ja, bitte. Wir wohnen hier.“

Sie geleitete ihn in das Zimmer, wo Arnold fröhlich pfeifend auf und ab ging. Er brach das muntere Lied mitten im Satz ab und starrte auf den roten Kopf des Vaters, der da eben in der Tür auftauchte.

Es gab gar keinen Bruch zwischen ihnen. Sie sahen sich ein paar Augenblicke an, zornig der Alte, verlegen und erschrockt der Sohn.

Franziska rückte dem Amtsvoirsteher einen Sessel hin: „Bitte. Sie sind gewiß ermüdet von der Reise.“

Er wußte nicht, ob das Hohn sein sollte. Zu ihrem Gesicht stand nichts davon. Sie zeigte sich zuvorkommend und liebenswürdig wie man einen gern gesehenen Gast empfängt.

„Lassen Sie mich mit meinem Sohn allein.“

„Wünschst Du es, Arnold? Ich denke, daß die Dinge, die hier zur Sprache kommen werden, auch mich angehen.“

„Ja, Papa.“ Arnold gab sich einen Ruck; er fühlte sich auch stärker im Beisein Franziskas.

„Fränze ist so gut wie meine Frau.“

„So gut wie —“

„Wenn wir noch nicht formell verheiratet sind, so liegt die Schuld an Dir.“

„Diese Schuld, wie Du es nennst, nehme ich auf mich, ja. Und ich sage es Dir noch einmal, und Ihnen, Fräulein Wittkow: aus dieser Heirat kann und wird nie etwas werden. Nie!“

„Erlaube, Papa: warum nicht?“

Der Amtsvoirsteher wandte den Kopf Franziska zu: „Wollen Sie uns jetzt allein lassen? Ich habe Dinge zu sagen, die —“

Franziska ging schnell auf Arnold zu: „Ich gehe, Arnold.“ Sie küßte ihn und flüsterte: „Bleibe fest.“

„Fürchte nichts.“

Und dann war sie hinaus. Und dann sah Arnold den Kopf und erwartete ein furchterliches Donnerwetter wie damals, als der Alte zum erstenmal gekommen war.

Aber das Donnerwetter blieb aus. Kroninger sagte mit erzwungenem Ruhe: „Kommt, sej Dich hierher zu mir und las uns vernünftig miteinander sprechen.“

Und dann sprachen sie vernünftig miteinander. Eine ganze Stunde oder anderthalb. Und es war die alte Vernunft, die mehr Unheil in die Welt gebracht hat als alle Unvernunft: daß von der Feindschaft unter den Familien ganz abgesehen — Franziska ärmer sei als irgendeine Dienstmagd bei einem Kleinbauern. Dass er sich einfach unmöglich mache, wenn er ein Weib mit dieser Vergangenheit heirate.

„Erlaube, Papa . . .“

„Ja, ja, ich weiß, was Du sagen willst: daß Du es seiest, der und so weiter. Aber weißt Du es ganz genau? Und wenn Du es weißt; in Hinsicht auf Deine spätere Stellung in der Gesellschaft ändert das fast nichts.“

Arnold sah zu Boden und sagte: „Ich kann nicht von ihr lassen.“

„Ja,“ antwortete der Alte nach kurzem Besinnen, „Du magst meinethalben dies Schöner idyll noch eine Weile aufrechterhalten, trotzdem ich Dich am liebsten beim Kragen nähme und auf die Bahn brächte.“ Er zog seine Brieftasche: „Hier ist noch ein Wechsel. Der letzte. Wenn er ausgegeben ist und Du noch darauf bestehst, das Mädchen zu heiraten, dann mußt Du Dir schon selber helfen. Selbstverständlich werden wir sie sonst anständig absindern.“

Kroninger, der alte, entfernte sich.

Und dann gingen vier, es gingen acht Wochen ins Land, und Arnold war noch immer nicht nach Hause gekommen. Hatte die flehenden Briefe um Geld und Nachgiebigkeit geschrieben, ohne je wieder eine Antwort zu erhalten. Als dann aber die Wohnungseinrichtung verkauft und der Erlös verzehrt war, als die stillen Liebesfreude tagtäglich durch die gemeinsten Sorgen und heftigsten Auseinandersetzungen gestört wurde, da war's dem Sohne Kroningers eine wahre Erlösung, als er sich trennen mußte von der Geliebten. Sie vermietete sich als Schneiderfigur an ein Konfektionshaus, er fuhr nach Klein-Slettwow. Und in Klein-Slettwow war der Vater, war die Mutter, war vor allem auch Pastor Driesner, der es nicht am schlechtesten verstand, ihm das Kindern an die „leichtfertige Person“ zu verschenken. Die leichtfertige Person — nach geheiligter Ueberlieferung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau im mittelalterlichen Handwerk.

Von Alwin Adé.

(Schluß)

Ge mehr sich das Kunstreben entwickelte, um so schärfer wurde von den Künsten auch der Kunstzwang gegenüber den Frauen durchgeführt. Schon frühzeitig entstanden in dieser Beziehung Streitigkeiten zwischen den zünftigen männlichen und den unzünftigen weiblichen Handwerksgenossen. Vielleicht suchten sich diese, da sie ja das Gewerbe oft nur nebenbei oder nur in gelegentlicher Heimarbeit ausübten, von den immerhin erheblichen Kunstaufgaben zu drücken. Davon wollten die Künste aber nichts wissen. So verfügte der Straßburger Rat auf die Klage der Weber im Jahre 1330, daß

Frauen, die mit Hilfe von Gesellen wollene Zeuge und Stuhlfaken fertigten, der Kunst beitreten müßten, und ebenso 1430 in bezug auf die Schleier- und Leinenweberinnen, daß sie nach der Zahl der Stühle einen Beitrag zur Kunstbüchse geben sollten. Ebenso wurde in den Statuten der deutschen Schneiderzünfte bestimmt, daß jede Näherrin, sobald sie ihr Geschäft mit Lehrlingen und Mägden betrieb, der Kunst beitreten und Bürgerin zu werden hätte. Doch waren gerade die Schneider bald gezwungen, in puncto Kunstgerechtigkeit und Kosten mit sich handeln zu lassen und an Frauen nicht nur ganze, sondern auch halbe und viertels Gerechtigkeiten abzugeben. So betrug bei den Schneidern in Mainz 1369 das Kunstgeld 12 Pfund Heller, 1409: 16 Pfund, später wieder 8 und 10 Pfund. 1369 wurde eine Frau gegen nur 3 Pfund aufgenommen, sie durfte deswegen weder eine Magd halten noch einen Angaben lehren. 1432 bezahlte eine Frau nur 28 Schillinge, dafür war ihr nur „Allwert“ zu werken gestattet. 1432 erhielt eine Badersfrau die halbe Kunst, wollte sie Lehrlinge halten, musste sie für einen jeden 2 Pfund Wachs geben. 1440 faßte sich eine Frau gegen Zahlung von 51 Schillingen und einer zimmerlichen Stanne in die Kunst ein, konnte dafür jedoch weder Gesellen noch Lehrlinge halten. In Frankfurt am Main zahlten die Frauen überhaupt die Schneidergerechtigkeit ungleich niedriger wie die Männer. Sie gaben für das volle Recht 30 Schillinge und ein halb Viertel Wein, die Männer aber 3 Pfund und ein Viertel Wein.

Die Leitung der Künste, selbst derjenigen mit einer starken weiblichen Mitgliedschaft, lag für gewöhnlich in den Händen der Männer. Die Mönche Goldschläger und Goldspinner wählten je einen Meister und eine Meisterin. In den Händen der Meisterin lag in diesem Handwerk auch die Gewerbeschau, ein Zeichen, daß die gewerbliche Tüchtigkeit der Frau auch von den Männern rücksichtslos anerkannt wurde. An der Spitze der weiblichen Künste standen selbstverständlich nur Frauen. Innerhalb des Rahmens der Kunst standen sich Meister und Meisterin in der Haupthand gleichberechtigt gegenüber. Eine Verschiebung der Rechtsverhältnisse, zumal in bezug auf das Lehrlingshalten, trat zuweilen dann ein, wenn auch die Gfraw des Meisters als qualifizierte Arbeiterin des gleichen oder eines ähnlichen Gewerbes auftrat. In dem einen Handwerk brachte ein solches Verhältnis dem Meister Nutzen, in einem anderen unter Umständen einen gewissen Schaden. So durfte bei den Franzenmachern in Paris nur ein Lehrling, Mädchen oder Bub, gehalten werden. Berichten aber er und sie das Handwerk, so konnten sie zwei Lehrlinge haben. Das gleiche war dort bei den Senkelmachern der Fall. Arbeitete die Frau als qualifizierte Arbeiterin mit, so war ihnen erlaubt, zwei Lehrlinge anzulernen. Das ungekehrt Verhältnis fand dagegen statt bei den Goldschlägern und Goldspinern in Köln. Diese bestimmten: „kein Goldschläger, dessen Frau Goldspinnerin ist, darf mehr als drei Töchter zum Goldspinnen haben, die Goldspinnerin dagegen, deren Mann nicht Goldschläger ist, darf vier Töchter haben.“

So allgemein die Frauenarbeit im 13. und 14. Jahrhundert auch war, einige Handwerke hatten doch schon damals ihre Tore derselben verschlossen. Es geschah dies wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man der Frau die für den Betrieb erforderlichen körperlichen Kräfte bestritt. Denn es war ein stehender Grundfaß des alten Handwerksrechtes, daß niemand in der Kunst sein solle, der das Gewerbe nicht mit eigener Hand treiben könne. Nichts aber war inkonsequenter als eben das alte Handwerksrecht. So schlossen die Pariser Nagelschmiede

im Jahre 1275 jede weibliche Hilfsarbeit aus, gestatteten sie jedoch den Meisterstöchtern. Die Teppichweber daselbst ließen auch Meistersfrauen und Töchter nicht zu, während in Basel noch 1553 Frauen in der Teppicherei tätig waren. Ebenso erstaunten die Pariser Walser: „Keine Frau darf Hand anlegen an ein Tuch, bevor es gehörig ist“, während an anderen Orten auch in diesem Handwerke Frauen beschäftigt wurden.

In Deutschland verboten die Mönche 1378 jede Frauenarbeit, indem sie erklärten: „Keine Frau eines Meisters oder eines unserer Brüder noch seine Tochter oder Magd soll ein Werk unseres Amtes, das Männer gebührt, üben und wirken“. Im gleichen Sinne duldete auch die Tuchherber der gleichen Stadt keine Frauenarbeit.

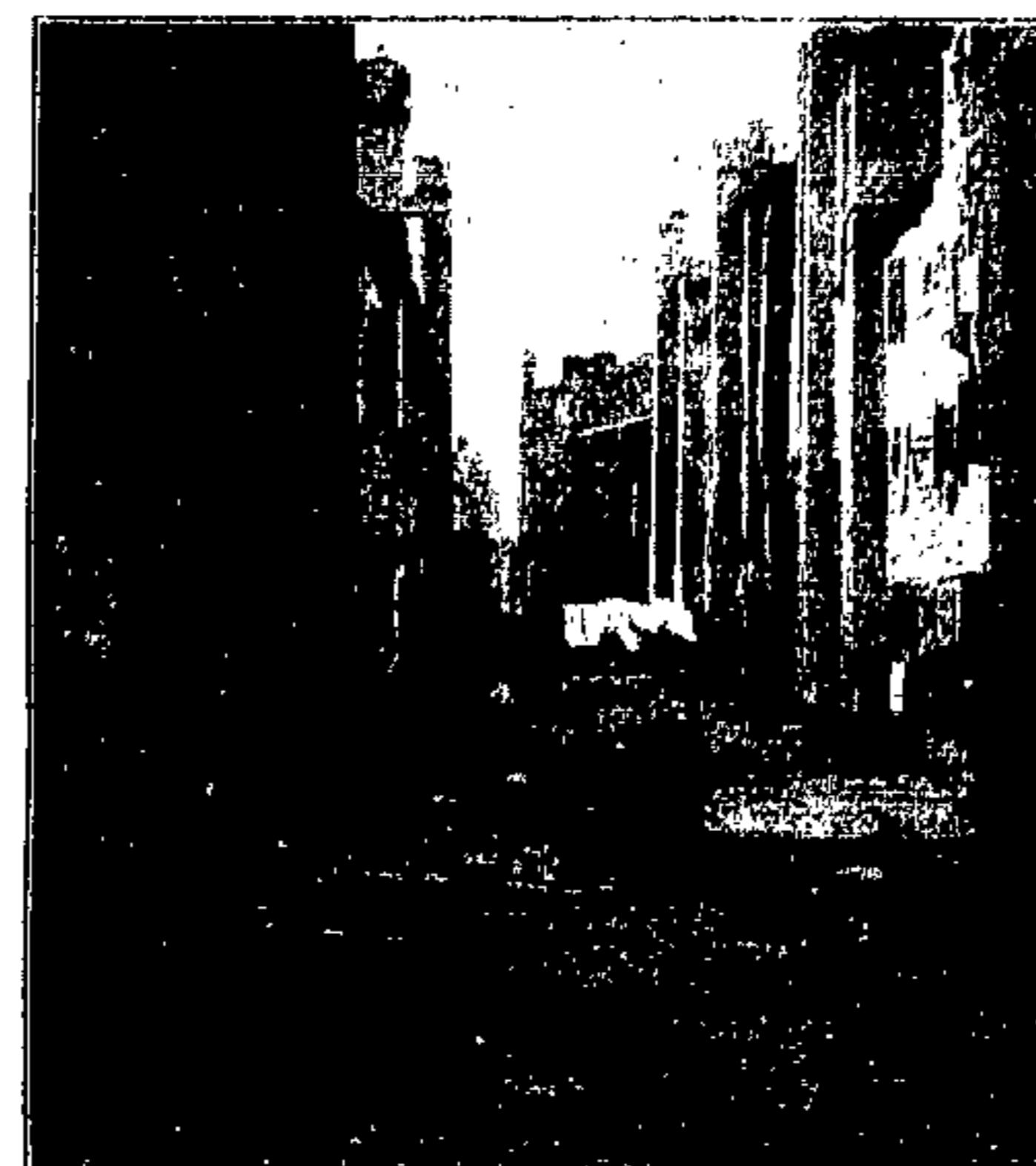
Für das allgemeine Erwerbsleben und die Erwerbsmöglichkeit der mittelalterlichen Frauennelt im Ausgang der Kunstbewegung waren diese Ausnahmen jedoch bedeutungslos. In der Gesamtklasse können sie jedenfalls nicht rütteln, daß im 13. und 14. Jahrhundert die Frau in hervorragendem Maße am Erwerbsleben und an der Gütererzeugung beteiligt war und sich beteiligen konnte.

Wie breit im allgemeinen der Raum war, den die Frauenarbeit jener Zeit im Arbeitsgebiet einer einzigen Stadt einnahm, zeigt deutlich eine Aufzählung der weiblichen Handwerker (in den Zünften zählten auch die Männer und Hörer) in Frankfurt a. M., die Prof. Bücher für den Zeitraum von 1350-1460 gibt. Es finden sich da: Kämmerinnen, Spinnerinnen, Madipinnerinnen, Spulerinnen, Weberrinnen, Wirlrinnen, Tuchhererinnen, Wollenbeschneidernnen, Leineweberinnen, Schurmmacherinnen, Bondlerinnen, Portenvirferinnen, Schleiermacherinnen, Schleierwäscherinnen, Hosenträgerinnen, Hadelstrickerinnen, Gutmacherinnen, Schneiderinnen, Nähernnen, Leinennäherinnen, Mantelmacherinnen, Flickschneiderinnen, Mäuschnerinnen, Bettewäscherinnen, Wäscherinnen. Weiterhin scheint die Geflecht- und Lederindustrie in ihren Händen gewesen zu sein; wir finden: Wattennäherinnen, Storbäckerinnen, Kerzenmacherinnen, Besenmacherinnen. Im Kleinhandel kommen vor: Hörerinnen, Salzrinnen, Senf- und Essigverkäuferinnen, Hühner- und Eierhändlerinnen, Milberinnen, Obsthändlerinnen, Mäschhändlerinnen, Worfköpferinnen, Unterkäferinnen, Altgewänderinnen, Kleiderhörerinnen, Strämerinnen, selbst Hafenhändlerinnen und Pfandseherinnen. In den Badstuben Frankfurts bedienten 20 bis 30 Pademägde, ja man konnte sich zuweilen selbst von zarten Händen rasieren lassen.

Die Bedeutung der Frauenarbeit kommt denn auch in den Frankfurter Steuerlisten zum Ausdruck. In dem Zeitabschluß von 1254 bis 1493 war die niedrigste Ziffer der steuerzahrenden Frauen die des Jahres 1380. Von 1555 überhaupt in jenem Jahre steuerzahrenden waren 509 Frauen gleich 16,6 Proz. der Gesamtzahl. Die höchste Ziffer findet sich 1463 mit 638 Frauen unter 2500 Steuerzahlern, gleich 21,9 Proz., ein Prozentab, der heutzutage sicher nicht von der Frauenarbeit in Frankfurt a. M. erreicht wird.

Diese Periode der unbeschränkten Erwerbsmöglichkeit der mittelalterlichen Frau war jedoch nicht von langer Dauer. Die Entwicklung, welche das Kunstwesen seit Ausgang des 11. Jahrhunderts nahm, wurde der Frauenarbeit immer verhängnisvoller. Die Kunst war ja nicht mehr eine ausschließliche wirtschaftliche Organisation, sondern sie hatte sich auch im Rahmen des mittelalterlichen Städtelebens eine Position erkämpft, die ihr ebenso sehr rechtliche, politische, militärische wie administrative Aufgaben zwies. Und als es dann den Zünften in den weitans meiststen Städten ge-

lang, die absolute Vorherrschaft des Patriziats zu brechen und die städtische Gesetzgebung in ihre eigenen Hände zu bekommen, wäre es mehr wie wunderbar gewesen, wenn die Zünfte aus ihrer neuen Machtposition nicht den entsprechenden Nutzen für ihre persönlichen Interessen gezogen hätten. Und diese glaubten ne gefördert durch die Bekämpfung der Frauenarbeit. Mit zielbewußter Machtlosigkeit vertrieben daher die Zünfte vom 15. Jahrhundert an, die Frau mehr und mehr aus der Kunst herauszudringen. Handwerk auf Handwerk verbot die Frauenarbeit gänzlich oder ihrnahte sie bis aufs äußerste ein. Selbst den Witwen der verstorbenen Meister, denen man die Kunst immer noch Möglichkeit offen gehalten, um sie und ihre Kinder zu versorgen, wurde das Kunstrecht mehr und mehr beschnitten. So z. B. war ja die Schnabelbauerswirme überhaupt vom Geschäftsbetrieb ausgeschlossen, die Schuster, Seismacher, Steinmeister verlangten, daß die Witwe wieder heirate. Die Bentler ließen sie das Geschäft nur fortsetzen, wenn sie Kinder hatte, die Gürtler überhaupt nur, wenn sie einen Sohn besaß, für den sie das Geschäft bis zu dessen Mündigkeit führte. Anfänglich leisteten nun zwar die Wehrden diesem Streben der Zünfte, die Frauen auszuschließen,



Gasse in Chioggia.

Widerstand, vor allem zugunsten der Meistersfrauen. Und zwar natürgemäß die Städte den stärksten, in denen das Patriziat gegenüber den Zünften das Heft der Stadtregierung in den Händen behalten hatte. So bestimmte Nürnberg noch 1591: „so jemand einen Knaben oder Mägdlein zur Erlernung eines Handwerkes oder Kunst verdingt“ usw. Ebenso war es bei den Nürnberger Lohgerbern noch im 16. Jahrhundert Sitte, daß, wollte ein Lohgerber Meister werden, er mit Hilfe seiner Frau und Magd 10 Mühhäute, 10 Malzfelle und 10 Bocks- und Gaishäute auf zwei Stufen allein herausarbeiten müsste.

Allein im 16. und 17. Jahrhundert änderte sich auch das. Gedweder Widerspruch gegen dieses Vorgehen hörte auf, und schließlich vereinigten sich Matriordinnungen und landesherrliche Verfüngungen mit den Kunststatuten, um der Frau das Handwerksrecht vollständig zu nehmen. So wurde 1691 für die Nürnberger Rotschmiede gesagt: „Kein Rotschmied soll keine Magd zum Handwerk oder zum Formen bemühen noch über den Heilstock setzen noch Arbeit tun lassen, die den Gesellen gebührt“. Und für die Buchbinden daselbst heißt es, wer der Magd zu hesten oder andere Gesellenarbeit gäbe, sollte mit viertägiger Leibesstrafe angesehen werden, und der Geselle, der neben ihr arbeitete, zwei Tage und Nächte mit dem Leibe auszustehen haben (1700 bis 1727).

Die Gesellen unterstützten dabei noch diese reaktionären Kunstbestrebungen der Meister, indem sie jeden Gesellen in den Beruf brachten, der neben einer Frau oder einem Mädchen arbeitet. Schon 1555 hatten übrigens in Straßburg die Gürtlergesellen gestreikt, weil ein Meister des Handwerks seinen beiden Töchtern daselbe gelernt und sie über Schrank hoch und Anboß gefehlt hatte.

Die späteren Landesordnungen kennen ganz allgemein nur den vollständigen Ausschluß der Frauenarbeit. Nach den württembergischen Weberordnungen von 1622 und 1720 durfte keine Magd oder Tochter von einem Meister zur Lehre angenommen werden. Ebenso war in der Zürcherie (Erdnung von 1706) jeder Frau das dörben untersagt.

Und als das Reich im Jahre 1772 durch Reichsbeschluss den Bereich machte, der Frauenarbeit wenigstens die Weberei offenzuhalten, war es zu spät. Die Ansicht, die auch heute noch in den Städten südlicher Mittelständler spricht, daß die Frau ins Haus gehöre und im Erwerbsleben nichts zu suchen habe, hatte in der Kunstbewegung inzwischen auf das vollständigste besiegt.

Die Gründe, mit denen die Künstler jener Zeit den Ausschluß der Frauenarbeit zu rechtfertigen suchten, spricht am deutlichsten der erste mittelalterliche Bearbeiter des Kunstwesens, Adrian Beier, aus, indem er 1688 schreibt: „Ordentlichweise darf keine Weibsperson ein Handwerk treiben, ob sie es gleich ebenso gut als eine Mannsperson verstände, denn das Mädchen sei zum Heiraten bestimmt, und man könne nicht wissen, wen sie einmal heiraten werde. Eine gelernte Schusterin sei jedoch dem Schmiede nichts nutze. Auch müsse der Geselle wandern, und von einem eingewanderten Gesellen und einer gewanderten Jungfrau halte man wohl das gleiche. Drittens seien aber mit dem Meisterrecht öffentliche Dienstleistungen, wie der Wachtdienst, verbunden, wozu Weiber nicht taugen.“

Au Hadenscheinigkeit lassen die angeführten Gründe nichts zu wünschen übrig. Denn erstens wanderten durchaus nicht alle Gesellen, und zweitens ist es unrichtig, daß die der Kunst angehörende Frau nicht gleich dem Mann zu öffentlichen Dienstleistungen herangezogen worden wäre. Das war wohl der Fall, allerdings nur mittels Stellvertretung. So be stimmen z. B. die Frankfurter Schneider 1585 für die der Kunst angehörigen Frauen, „daß sie einen Gesellen bestellen, der mit dem Garnisch zu dienen bereit und gewartig sei“.



Die Hauptreligionen des Morgenlandes.

Von J. Stern.

Der Buddhismus.

Bei um die große Zahl der Bekänner einer Religion und ihre Zähligkeit durch Jahrtausende etwas für ihre Vorzüglichkeit beweisen könnte, so würde die *buddhismus* alle übrigen Religionen in den Schatten stellen, denn sie hat unter allen die meisten Anhänger, weit mehr als das Christentum (343 gegen 335 Millionen), und ist gut ein halbes Jahrtausend älter als dieses. Da, während der Abfall vom Christentum mehr und mehr um sich greift, wenn auch vielfach nur innerlich, hat der Buddhismus, dessen Heimat Asien, in seinen alten Tagen eine merkwürdige Werbekraft auch in Europa und Amerika bewiesen. Es gibt bereits eine ansehnliche „Buddhistische Gesellschaft für Großbritannien und Irland“ — deren Mitglieder sämtlich den oberen Klassen angehören — und in der Metropole des deutschen Buchhandels, in Leipzig, ist ein

buddhistischer Missionsverlag etabliert, dessen Propagandawerke und Flugchriften das buddhistische Symbol (analog dem christlichen Kreuz) an der Stirn tragen, das Hakenkreuz oder Rad Syastica genannt. Wie mögen sich den christlichen Theologen die Haare sträuben, wenn sie in einer dieser Schriften (Bruno Freydanck: "Eine buddhistische Apologetik" 1903) lesen: „Noch stehen wir am Anfang der freien Ichon viele Tausende zählenden Bewebung, noch haben wir das erste Stauum nicht überschritten. Aber Geduld! Werkt nur noch einige Jahre und lasst den treibenden anönen die nötige Zeit zu ihrer vollen Entfaltung, und ihr werdet Einge erleben, die Ihr auch jetzt noch nicht räumen lasst!“

Es war hauptsächlich der Philosoph Schopenhauer, der den Buddhismus in Deutschland populär gemacht und ihm die Wahrheit unter allen Religionen zuerkannt hat. Seinem wunderlichen pessimistischen System, daß Leben Leiden ist und die Erlösung in der Abkehr vom Dasein, der Vereinigung des Willens zum Leben" besteht, entsprach vollständig die buddhistische Weltanschauung, wonach der Schmerz vom Dasein unzertrennlich und nur mit diesem gänzlich überwunden wird. Der Lebenstrieb sei darum zu dämpfen durch ein völlig beschauliches, talentloses Dasein, bis er mit dem Tode völlig erloscht und verweht und in die Seeligkeit des „Nirvana“ eingeht, d. h. „Ausgewehrtwerden“, absolutes Nichtsein, wie das Kompliment beim Verlöschen der Flamme, von dem keine Spur zurückbleibt. Damit wird der Mensch erlöst von dem Schrecken der alten Brahmanreligion, der „Palingenesie“, d. h. dem steten Wiedergeborenwerden nach dem Tode in neuen Individuen. Die Askese, Enthaltsamkeit, Kasteierung, Selbstpeinigung, erleichtert die Überwindung des Lebenstriebes. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Weltanschauung mit dem kulturreichen unvereinbar. Es ist

eine Religion für Mönche, wie denn Mönchtum und Klosterwesen in ihm eine hervorragende Rolle spielen. Aber schwerlich entspricht das praktische Leben der buddhistischen Mönche dieser Lehre, geschweige das der Millionen Laien. Ebenso wenig ist dies der Fall in bezug auf die buddhistische Ethik, welche die der Bergpredigt an Selbstlosigkeit noch weit übertrifft. Lehrt z. B. diese, auch den Feind zu lieben und dem, der den einen Wacken schlägt, auch den andern zu bieten, so lautet eine buddhistische Sentenz:

„Se mehr böses mir ein Mensch zufügt, um so mehr will ich ihm Gutes erweisen“, was geradezu eine Prämie auf die gemeine Schurkerei wäre!

Dagegen ist ein überaus sympathischer Zug des Buddhismus die starke Betonung des Mitteids mit allen leidenden Geschöpfen, mit Einschlussh aller Tiere, in Verbindung mit der taträstigen Wahrheitsgeisteit und Wehlätigkeit.

Was aber den Buddhismus über das Christentum hoch erhebt, ist einmal seine Weisheit (die es allen Menschen (das er aber nicht zu bewältigen vermochte), sodann, daß seine Geschichte nicht mit Strömen von geschenen Blutes beindelt ist, daß er nicht verfolgungsfähig, nicht mit Arier und Schwert durch die Länder geschritten und seine Schleicherhauten für Unschuldige und sterbend am getrichtet hat. Wie historische Materialisten wissen zwar, daß der christliche Zionismus immer Zedramel und Werbung für weltliche Interessen gefertigt hat, bemüht und unbemüht immerhin aber in einem Kubusmittel zwischen Christentum, daß in seinem Namen so unbeschreibliche Greueltaten verübt werden konnten. Viel Aufhebens machen einzelne verschleierte europäische Publizisten von der in buddhistischen Spekulationen enthaltenen Weisheit, welche die sublimste Philosophie enthalten soll. Sieht man sich diese jedoch genauer an, so fragt man die Zeit, die man darauf verbringen darf hat.

Doch kommen wir nun zur Sprung des Buddhismus und der Lebensfeines Zeitalters. Da die authentischen Urkunden darüber erst Jahrhunderte später abgeschafft wurden, läßt sich schwer feststellen, was daran geschichtlich und was sagenhafte oder tendenzielle Zutat ist ebenso wie bei den vier Evangelien. Buddha bedeutet der Erleuchtete, oder Erwachte, oder Aufgöttigte, die von ihm gestiftete Religion kennzeichnet sich als revolutionäre Reform der früheren Religion der Brahmanen. Priester des obersten Gottes Brahma, der mit den Göttern Vishnu und Shiva die altindische Dreieinheit (Trimurti) bildet. Zu der heute gänglich in Indien vorliegenden Stadt Mathavastu, an den Vorhöhen des Himalayagebirges, herrschte um 600 vor Christi Geburt der König Suddhodana aus dem Kriegsgelehrten der Sakja. Ihm wurde ein



A. van Dyck: Reiterbild.

Das durch Schopenhauer bekannt gewordene „große Wort“ (Mahavakya) „Das bist du“ (tat twam asi), d. h. in allen Menschen und Lebewesen, wie immer sie geartet sind, sich selbst zu erkennen, also Wesen, denen jeder unter Umständen gleich sein oder werden kann — für die Beurteilung und Behandlung der Schlechten von hohem Wert! — war zwar schon in der früheren indischen Religion der Brahmanen enthalten, wird aber im Buddhismus noch stärker betont.

Sohn geboren, welcher den Namen Siddharta erhielt, der spätere „Buddha“. In den buddhistischen Quellschriften führt er jedoch mehrere andere Namen. Am häufigsten heißt er Sakjamuni „der Einsiedler der Sakja“; auch Gautama, ein anderer Name des Salageschlechts. Mit Wundern, denen der Evangelien über Jesus auffallend ähnlich (weshalb schon häufig ein Einsinn des Buddhismus auf das Christentum behauptet wird), ist auch seine Geburt ausgeschmückt. Vor derselben unter

den Göttern weisend, versenkte er sich, um auf Erden zu erscheinen, in Gestalt eines Elefanten in seine Mutter Maja durch eine Wunde auf der rechten Seite ihres Leibes. Bei seiner Geburt erstrahlte die Welt in wunderbarem Glanze, die Erde erzitterte, Winde wurden sehend, Taube hörend usw. Schon als Kind zeigte er starken Hang zur Einsamkeit. Sechzehn Jahre alt, heiratete er drei blühende Frauen, mit denen er ein glückliches Leben in seinen Palästen führte. Einst in seinem 29. Lebensjahr wurde er durch den Anblick entsetzlichen Elends zum Nachdenken über den Grund des Leidens angeregt. Er begab sich zu den berühmtesten Brahmanen, verließ sie aber unbesiegt von ihren Unterweisungen und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er sich den härtesten Kasteinungen und Entbehrungen unterzog. Ein einziges Reiskorn bildete seine tägliche Nahrung. Sein Körper vertrocknete, seine Schönheit verging, sein Leben war dem Erlöschen nahe. Da erkannte er, daß Kasteinungen nicht zum Ziele führen. Er stärkte sich durch nahrhafte Speise, seine Schönheit kehrte zurück und er begab sich nach dem Bodhibaum, um dort die vollendete Weisheit in Verhüllung zu erringen. Mara, ein Beiname Monas, des indischen Amor, suchte ihn durch Sinnenreiz zu stören, aber Saljamuni schlug ihn siegreich in die Flucht. Und nun wurde ihm völlig klar, daß das Dasein selbst das Gründübel sei und daß die Unterdrückung der Begierden und der Freude an den Genüssen des Daseins, die vollkommene Beherrschung nicht allein der Leidenschaften, sondern selbst der gewöhnlichen Regungen, die Bedingungen des Daseins und also die totale Wiedergeburt ausschließen.

Er begab sich nach Benares am Ganges, wo er zum erstenmal seine Lehre verbreitete, vierzig Jahre lang, wie es heißt. Er soll 80 Jahre alt geworden und 543 v. Chr. gestorben sein. Seine Asche wurde in goldener Urne aufbewahrt. Seine Schüler durchzogen im Bettelgewand ganz Indien, und bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. wurde die Buddhalahre von dem mächtigen Herrscher Indiens Asoka zur Staatsreligion erklärt. Aber obgleich er dort so mächtige Fortschritte machte, daß die Brahmareligion ihm weichen zu müssen schien, wurde er von dieser, die mit den schrecklichsten Gewaltmitteln gegen ihn wütete, im Laufe des folgenden Jahrtausends wieder größtenteils aus Indien diesseits des Ganges verdrängt. Dafür schlug er neue Wurzeln und gründete sich eine Heimat in Tibet, 629 n. Chr. Stark verbreitet ist er in China, wo seine Bekanntheit auf zwei Drittel der Bevölkerung geschäftigt wird; Buddha heißt dort Fo. Ferner in Japan und Korea sowie auf Ceylon, wo er die herrschende Religion der Singhalesen bildet, die sich des Besitzes des linken Augenzahnes Buddhas, ihrer hochgeschätzten Reliquie, rühmen, und in Hindustan; auch bei Mongolen, Kalmyken und mehreren verwandten Stämmen in Sibirien.

Buddhas Lehre pflanzte sich zuerst bloß mündlich fort. Von den ältesten kanonischen Büchern gibt es zwei Sammlungen. Die frühere ist in einem Sanskrit (die altindische Sprache) besonderer Art geschrieben und soll auf dem ersten Konzil, 477 v. Chr., gemacht worden sein. Die zweite Sammlung, in der volkstümlichen Mundart „Pali“ abgefaßt, ist im Jahre 88 v. Chr. niedergeschrieben worden, nachdem schon auf dem zweiten Konzil, 377 v. Chr., eine Menge inzwischen entstandener Zusatzliteratur gesammelt worden war. Der in tibetischer Sprache vorhandene Kanon der heiligen Schriften füllt 108 große Bände.

Vielerlei Zusätze und tendenziöse Fälschungen durch Priester (Patriarchen) und Herrscher machen die Ermittlung der ursprünglichen speziellen Lehren und Vorschriften des

Buddha nahezu unmöglich, zumal der Buddhismus auch je nach dem Charakter der Völker und Stämme, die ihn annahmen, sich verändert und denselben angepaßt hat.

Sicher scheint zu sein, daß der Buddhismus von Hans aus acht ist sich gewesen ist. Noch neuerdings sollen einige buddhistische Priester sich über den Gottesglauben sehr absäßig gemacht haben. Doch kaum war Buddha tot, so wurde er selbst als Gott verehrt, Göttchenbilder von ihm wurden in allerlei Variationen aufgestellt, Pagoden (Tempel) und Klöster errichtet für seinen Kult mittels Opfergaben in Geld und Naturalien, Gebet und Weichte und allerlei Ceremoniell, und üppig überwucherte ihn in kürzester Zeit priesterlicher und vulgärer Aberglaube.

Hierzu gehört vornehmlich das Dogma von der Menschenwerdung (Incarnation, wörtlich: Fleischwerdung) des Buddha, wonach derselbe stets in dem obersten Priester „Dalai Lama“, dem buddhistischen Papst, wiedergeboren wird, der in der Hauptstadt Lhasa zu Tibet residiert und (jetzt nur noch nominell) auch weltlicher Herrscher ist. (Er hat übrigens einen Rivalen in dem „Tashi Lama“, den Abt des Klosters von Taschilingo bei Shiga Tsé.) Um den Hügel mit dem goldstrahlenden Palast des Dalai Lama samt weitläufigen klösterlichen Nebengebäuden, oft um die ganze Stadt Lhasa, führen Pilger von nah und fern ihre Rundgänge auf den Henen rutschend aus, um sodann ihre Gaben, oft überaus kostbare, zu überreichen. Daneben ist Lhasa eine schenkelisch schwülige, verwahrloste Stadt mit elenden Wohnungen für das Volk, in deren Straßen es von siechen und ausgemergelten Gestalten wimmelt.

Die Leibfarbe des Buddhismus ist Gelb, wie die chinesische Landesfarbe. In gelbem Talar erteilt der Dalai Lama seine Audienzen, und in gelber Kutte ziehen die buddhistischen Bettelmönche predigend durch das Land mit ihren Scherben, um Almosen von den Gläubigen einzusammeln.

Bei all seiner Entartung scheint der Buddhismus unter den Massen noch manche gute Wirkung zu üben, entsprechend der zweifellos authentischen Lehre Buddhas, die das Volk anwies, friedlich zu leben, berausende Getränke zu meiden, regelmäßig zu essen, sich einfach zu kleiden, gegenseitig einander beizustehen und das Elend der Welt zu lindern, und lieber Unrecht zu leiden als anderen Schmerz zu bereiten. —

Was nun aber unser Interesse am Buddhismus erheblich steigert, ist der Umstand, daß er unverkennbar aus schroffen Klassengesetzen hervorgewachsen ist — ebenso wie das Christentum. Auf diese soziale Bedeutung hat zuerst der vor einigen Jahren verstorbene Gelehrte und Sanskritforscher, der deutsche Professor Max Müller, Professor an der Oxford University, in einem Essay der „Zukunft“ 1896: „Die Lösung der sozialen Frage im Buddhismus“ hingewiesen, freilich in bürgerlich gehaltenen Gedanken-gängen.

Wohltätigkeit sei der eigentliche Kern des Buddhismus. Wohltätigkeit und Buddhismus seien in gewissem Sinne synonyme Begriffe. Unter Wohltätigkeit verstand aber Buddha nicht einfach das Spenden von Almosen, nicht nur das Geben vom eigenen Überfluss, die Trennung von Gütern, die man nicht verbraucht und nicht entbehrt, sondern die Bereitwilligkeit, alles hinzugeben, auch das Liebste, sogar unter Umständen auch das Leben, selbst Weib und Kind. Die aufs höchste gesteigerte buddhistische Wohltätigkeit ist nach Müller die voll erschlossene Blüte der vorbuddhistischen, wie sie schon in den „Beden“ (die Religionsbücher der älteren Religion der Brahmanen, Einzahl

Beda) gelehrt worden sei. Dazu schreibt Müller: Es ist mir immer als außerordentlich seltsam aufgefallen, daß es in einem Lande wie Indien überhaupt ein Bedürfnis nach Wohltätigkeit und Raum für sie gab. In Indien ist die Natur so freundlich wie eine Mutter, und der Mensch ist dort ein so leicht zu befriedigendes Kind, daß man sich wundert, wie dort jemand die Armut kennen lernen konnte. Im alten Indien konnte jeder Land haben, der es urbar machen wollte. Das Wild gehörte dem, der den ersten Pfeil hineinschob. Die Ströme waren fischreich, die Bäume fruchtreich. Es gab genug und mehr als genug für jeden. Und doch gab es Arme, die an den Türen der Reichen bettelten. Selbst jetzt noch können ein Mann in einem indischen Dorf mit einer Mart in der Woche aufständig leben. Und gleichwohl bei ihren geringen Bedürfnissen, einem Lehmhäuschen, einigen Zehen zur Kleidung, etwas Reis, Milch und — als großen Luxus! Butter — haben die Hindus von den Tagen des Buda bis zur Gegenwart stets über Armut geklagt, die sich bis zum Hunger steigert, und haben immer Freigebigkeit und Wohltätigkeit als einer ersten Pflichten und höchsten Tugenden gepriesen.

Für uns ist das Rätsel leicht gelöst. In Indien wie überall haben sich nach Auflösung der Gentilversaffung der Vorzeit, mit ihrem urwüchsigen Kommunismus, durch das Privateigentum die Klassengegensätze herausgebildet und mit der Zeit zur äußersten Schroffheit entwickelt. Kolossale Reichtüme von Minoritäten (indische Nabobs), entschlechter Armut bei den Massen. Müller selber sagt am Schluß: Armut und Elend müssen in den Tagen des geschichtlichen Buddha in Indien sichtbar gewesen sein. Unsiniger Reichtum auf der einen, graßlicher, hoffnungsloser Mangel auf der anderen Seite. Wir lesen von einem Manne, der, als er ein Stück Land kaufen wollte, um es dem Buddha zu schenken, jeden Zoll davon mit Goldstückchen bedecken konnte. Wir lesen von Bettlern, die zu dem Buddha kamen und ihn um einen Lumpen und ein paar Körner Reis batzen. Einer von den Buddhas zahlreichen Namen war: „der gute Arzt“. Das Rezept, das er verschrieb, war Wohltätigkeit. Sozialpolitische oder gar sozialistische Ideen lagen ihm wie seinem Zeitalter fern.

Kein Zweifel, die ältere vedische Wohltätigkeit entsprang aus dem ersten Stadium der privatwirtschaftlichen Gesellschaftsformation. Die gesteigerte buddhistische Wohltätigkeit weist auf ein bis zur äußersten Kraftigkeit gediegenes Entwicklungsstadium des Privat-eigentums und Klassenstaats, dessen Gegensätze durch das indische Kastenwesen noch verschärft wurden (wie in Preußen die kapitalistischen durch die Hegemonie des feudalen Zunkertums). Mit seiner auf die äußerste Spitze getriebenen Religion der Selbstlosigkeit, zu der alles übrige nur stützendes Beiwerk bildet, wollte der edel gesinnte Prinz von Kapilavastu der Niesenba Armut die Gierzähne ausbrechen, wie ein halbes Jahrtausend später der Nazarener. Und gleich diesem mit seiner Verkündigung des Himmelreichs wollte jener mit seiner Nirvana-Lehre den Notleidenden, Mühseligen und Beladenen Balsam in die Herzen trüpfeln: beide ethische Anläufe zur Lösung der sozialen Frage, und beide im großen und ganzen gleich unfruchtbar. Achselich dem Christentum ist auch im Buddhismus sein ethischer Gehalt mehr und mehr zurückgetreten, ist er zum Hetischismus entartet und im Interesse weltlicher und pfäffischer Machthaber greulich gefälscht worden.

Der kühnste Versuch, die Klassengegensätze ideologisch zu überbrücken — das war ursprünglich die Religion des Buddha.

Leberecht, der Besenbinder.

Eine Dorfhumoreske aus der Oberlausitz. Von E. Schubert.

(Koetlegau 3)

GIm Bewußtsein, an dem Jäger Naché gekommen zu haben, ging dem Leberecht die Arbeit flott von Händen, und bald war seine Socke voll. Auf einem Umwege strebte er wieder heim.

Umweit vom Dorfe, im Hohlweg, legte er sein Meißigblüdel ab, um auszuruhnen. Vom Jäger hatte er nichts mehr zu fürchten, und so wärf er sich ins Gras und dachte über sein deutiges Erlebnis nach, das allerdings, wenn er an Hannel dachte, Gefühle widersprechendster Art bei ihm hervorrief. Es war sehr warm. Vom wölflosen Himmel brannte die Sonne verab, und um seinen Durst zu löschen, taute Leberecht an einer Stange Sauerampfer. Hen entwetterl dachte Leberecht.

Ta kam Hannel den Berg herunter, ihr Buschloch war hochaufgeschichtet. Es war kein Feuerfestig, und Leberecht merkte sofort, daß das Innere des Körbes mit Steinkohlstücken ausgefüllt war. Als sie näher kam, verzog sich Leberechts breites Gesicht zu einem Lächeln. Er sprach sie an: „Nu, Hannel, haast wull siähr schwörhente. Da, 's Buschgraben 'n jich'n Tage macht warm. Da, Hannel.“

Hannel sah ihn verdutzt an. Sie merkte, daß sich hinter seiner Rede etwas verbarg. Recht schimpisch fragte sie ihn:

„Was machst'n Du heute an Büsche, ha?“ worauf Leberecht sehr gelassen entgegnete:

„Woas haast denn Du gemacht? Heute is du see Buschtag. Muju, 's is ja su.“

Hannel ging weiter, ohne ein Wort zu sagen. Sie hatte aus seinen letzten Worten entnommen, daß sie und der Jäger von Leberecht belauscht worden seien, und das stimmte sie äußerst nachdenklich. Wird Leberecht schweigen?

Diese und ähnliche Gedanken feinten schwarz in Hannels Seele und drückte fast schwerer auf ihr als der Korb mit Steinkohle, den sie als Lohn für ihr Stelldichein mit dem Jäger auf dem Rücken trug.

Nach einer Weile nahm Leberecht seine Sacke auf und trostete seiner Verhebung zu, wo er sich sein Lieblingsgeschen bereitete.

Von dem Erlebnis im Walde hat Leberecht seinem Menschen ein Sterbenswörthchen gesagt. Nein, das tat er nicht, und gut Ding will bekanntlich Weile haben.

Einige Tage später, von seinem Besenhandel aus der Stadt zurückkehrend, kehrte Leberecht gegen Abend in der Dorfschenke ein. Sein Wägelchen, auf welchem noch drei unverkaufte Besen lagen, ließ er vor der Tür stehen.

Zu der Gasstube saßen am Mitteltische einige Bauern und der Jäger. Leberecht nahm an einem Nebentische Platz und bestellte sich ein Glas Bier. kaum hatte er den ersten Schluck zu sich genommen, als auch der eine Bauer schon mit dem Häufeln anfing, wogegen sich Leberecht nicht gut wehren mochte, denn die Bauern waren seine besten Kunden.

Zu spöttisch-gutmütigen Tone sagte ein Bauer: „Leberecht, tuftst ni vale heirate. A su'n bibscher Starle wie Du — mißt don schun längst eene hoan. Geld hooft' oo — -!“

Leberecht nahm bedächtig einen Schluck. Dann entgegnete er, dabei den Jäger spöttisch anblickend: „Wenn 'ch's war so gut hoan wie ander Leute, doaz mir die Weibsbilder alleine in die Heide gelooft'n komm', dern auende.“

Die Bauern lachten ob dieser Ausspielung auf den Jäger, der als arger Schürzenheld bekannt war, aus vollem Halse, ohne daß sie den Grund von Leberechts Worten kannten. Der Jäger seinerseits glaubte nun, Leberecht trumphen zu müssen und sprach zu den Bauern gewandt: „Der Kerle kann gut Besen machen,

wenn er das Holz dazu aus Eurem Walde sticht.“

Das brachte Leberecht gewaltig in Rage. Er stand von seinem Stuhl auf und trat an den Tisch in der Mitte der Stube:

„Du, Jäger, mußt's ja ganz genau wissen,“ und zu den Bauern gewendet: „Na, froite oek amol, was 'n Storb Kienholz kost! Doas wees unser herrschäftlicher Jäger ganz genau!“ Der Jäger hatte sich ob dieser Rede entfärbt, und auch die Bauern stimmten diesmal keine Lache an, denn sie merkten, daß Leberecht auf etwas ganz besonderes abzielte. Dann trat Leberecht schnell sein Bier aus, zählte und ging. An der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte in spöttisch-freundlichem Tone: „Ach war'ch gieb'n; nur sch'n ob mir 'ch 's Kunstherbann'l meine poor Buschgrabe ablesen wird. Gu' Nacht, milnaender.“ Dann war er zur Tür hinaus.

An diesem Abend hat Leberecht noch etwas getan, was immerhin als ein Ereignis in seinem Leben gelten konnte. An Hannels Wohnung angelangt, nahm er seine drei Besen und trat darselbst ein. Hannel lag noch am Webstuhl:

„Gu'n Ch'd oek o Haan'l. Sieh, oll Haan'l, ich haat noch noch drei bibsche Busch' u' willste miräche ni' ablesen, Haan'l.“

Zu scheinbar überquellender Freudefleiß stossen Leberecht diese Worte von den Lippen. Hannel sagte vorerst kein Wort; aber sie wußte schon, worauf er anspielte und daß sie diesmal nicht gut daran tal, ihn zu necken.

Sie kam hinter den Webstuhl hervor und nahm Geld aus einer Tasche, welche im Topf Brett stand. Als sich gleich darauf Leberecht zum Gehen anschickte, denn er wußte auch keine weiteren Worte zu finden, fragte sie ihn, ob er nicht ein Schälchen Wasser trinken wollte. Aber Leberecht wehrte ab: „Nee, Haan'l, nee! — Der Jäger kommt's sah'n, dar sitzt 'n der Schänke. Im Gott'swill'n ni', Haan'l. Gu' Nacht!“

Als sich Leberecht in dem dunklen Hausflur befand, fühlte er plötzlich ein paar Frauenhände an seinem Halse. Die üppige Gestalt Hannels klammerte sich an ihn, und während sie mit der einen Hand sein Gesicht streichelte, flüsterte sie ihm bebend zu: „Ni wihr, Leberecht, Du soist kinn Mensch' u' was. Ni wihr?“

Da ist mit einem Schlag aller Unmut und Lust zur Fopperei aus Leberecht verschwunden. Ganz leise und bewegt spricht er zu ihr, während seine ranh' Hand die Träne aus Hann's Gesicht wegwischen:

„Haan'l, ich soi nischt. Kee Mensch' der sieht woas. Du wescht's, wenn ich woas soie, doas hal'ch o. Du ott ni nich steun'!“

Mit nach einer Weile in sehr bekümmertem Tone: „Hätt'st aber don ni' mach'n soll'n, Haan'l.“ Darauf schütterte ein heftiges Schluchzen durch Hannels Körper und Leberecht macht sich los, weil ihm ebenfalls das Weinen anfam.

Ein nördrischer Kerl, dieser Leberecht!

Mit langen Schritten zog er seiner Wohnung zu. Schwer wälzten sich die Gedanken an das vor wenig Minuten Erlebte durch seine Seele und er merkte es, das in seiner Brust sorgsam gehütete Bild Kunstherbannels hatte eine starke Trübung erfahren.

An diesem Abend hat sich noch etwas Ungewöhnliches ereignet. Als es schon tief dunkel war und Leberecht sich eben anschickte, sein Nachtlager aufzusuchen, klopft' es ans Fenster. Ein sehr ungewöhnlicher Vorgang in Leberechts eng umfriedeter Hönslichkeit.

Drauszen stand der Jäger und wünschte Leberecht zu sprechen. Was der Jäger wollte, war klar: Seine schöne Doppelbüchse und vielleicht noch etwas anderes.

Das Resultat dieser kurzen Unterredung der beiden Männer war:

Am andern Tage hatte der Jäger seine Minne wieder, und das Versprechen von Leberecht, daß dieser von dem Schäferpiel zwischen Hannel und dem Jäger keinen Menschen etwas sagen würde; dafür hatte aber Leberecht erreicht, daß er nun ungehindert im Walde „suchen“ durfte.

Aber nicht ungestört sollte er sich seines Wohlsteins erfreuen, denn ein Ereignis trat ein, das ihm wiederum schweres Ungemach bereitete, aber auch zum Helden des Dorfes und der ganzen Umgebung machen sollte.

Eines Tages war Leberecht wieder mit Besen in ein benachbartes Dorf gefahren, wie immer früh am Morgen; denn er ging nicht gern die Nacht über Feld. Auf dem Rückweg am zeitigen Nachmittage, kam er auf einem Bauernweg entlang wieder seinem Heimatdorf zu. Als er das Dorf erreicht hatte, mußte er hinter einem Gebüsch eine kurze Rast machen. Niemand war in der Nähe, denn die Bauernleute arbeiteten auf dem Felde, und in ließ er seinen Wagen stehen, und legte sich ins Gras.

Da stand plötzlich, wie aus der Erde ge- wachsen, ein Gendarm vor ihm.

„Was machen Sie hier?“ herrschte dieser.

„Doas iah u' Ze ja!“ entgegnete Leberecht ziemlich grob, ohne seine Stellung nur im geringsten zu verändern.

„Zehren Sie sich mal weg hier. Sie wollen wohl die Scheune anzünden?“

Da flammte in Leberecht der Zorn richtig groß auf, denn was er hier machte, ging dem Gendarm gar nichts an.

„Zahn Ze oek, doaz Ze weg komm'. Ze boan miär goar nischt zu hoin, doobie.“

Der Gendarm, welcher den Vorfall bisher nur von der lustigen Seite betrachtet hatte, fühlte sich durch diese Worte Leberechts in seiner Beamtenehre gekränkt.

„Das werden wir gleich sehen.“ Dabei trat er direkt an Leberecht heran und suchte ihn aus seiner lauernden Stellung emporzu ziehen. Er hätte es nicht tun sollen, denn jetzt packte Leberecht die Wut. Am Nu hielt er den Gendarm.

„Ah! Widerstand gegen die Staatsgewalt!“ rief dieser; aber er kam gar nicht dazu, weitere Einwendungen zu machen. Denn im nächsten Augenblick brannte ihm ein Faustschlag von Leberechts knochiger Hand im Gesicht und gleich darauf lag er im Grase.

„Es war 'ch Diätsch glei amol weissn, Du versluchter Hund!“ knirschte Leberecht. Dabei pfefferte er ihm einige ins Gesicht und raste mit langen Schritten dem Dorfe zu, seinen Wagen hinter sich herreißend.

Eine Weile darauf ist auch der Gendarm vom Platz gegangen. Am Gesicht waren einige Auszeichnungen von Leberechts Faust zurückgeblieben. Der Vorfall erregte ein unbeschreibliches Gelächter im Dorfe und Leberecht war in diesen Tagen eine geradezu gefeierte Persönlichkeit. Den Gendarm hat man nach diesem Vorfall nie wieder gesehen; der ließ sich beurlauben und wurde später versetzt.

Aber für Leberecht hatte das Ereignis sehr böse Folgen. Eines Tages erhielt er Vorladung auf das Gerichtsamt und von da ab hat man auch von ihm sehr lange Zeit nichts gesehen. Eine derartige Freveltat, wie sie Leberecht begangen hatte, mußte gerichtet werden, und so erhielt er drei Monate Gefängnis.

Das war eine böse Zeit für Leberecht.

Die drei Monate vergingen, Leberecht kehrte in sein Dorf zurück, und es bereitete ihm eine Genugtuung, daß er seinen alten Widersacher, den Gendarm, nicht mehr vorsand. (Sagitt folgt.)

Handwerksburschenlied.

Muß tippeln immerzu,
Keine Arbeit und nichts im Leib,
Find' nirgends Rast noch Ruh.
Ach, arbeiten wollen und feiern müssen,
Und fechten um den geringsten Bissen!

Es wohnt in jedem kleinen Kaff
Muß tippeln immerzu.
Ein großer Putz, ein sommer Pfiss.
Wo find' ich da wohl Ruh?
Die halben siren auf gute Sitte,
Bewahren alle meine Schritte.

Du Putz, warum verfolgst du mich?
Muß tippeln immerzu,
Sag, bist du etwa mehr, als ich?
So lasst mich doch in Ruh!
Was dir der Staat hat zugemessen,
Davon kannst du kaum satt dich essen!

Wie schön ist doch die Gegend hier!
Muß tippeln immerzu —
Doch schöner ist's bei Wurst und Bier
Eseln sich in Ruh.
Ach, arbeiten wollen und hungern müssen
Und fechten um den geringsten Bissen!

Ein Elend solche Wanderschaft —
Muß tippeln immerzu —
Zu Ende gehts mit meiner Kraft,
Wo find' ich endlich Ruh?
Wär' ich zu Hause doch geblieben,
Hier will mich keine Seele lieben.

Bei Mutter Grün, bei Mutter Grün
Muß tippeln immerzu —
Wo soll die Butterblumen blühn,
Find' ich wohl endlich Ruh.
Da will ich mir die Nacht vertreiben,
Kann doch ja nirgends anders bleiben.

Schelm von Bremen.

¶

Anton van Dyk (1599–1641) ist einer der Haupt Schüler von Peter Paul Rubens. Er war von Anfang an vom Blau begeistert und seine Laufbahn vor ihm gegeben. Seine Eltern sind wohlhabend, reich wird sein Talent erkannt, er kommt bei Malern in die Lehre, die er bald überflügelt. So findet er schnell den Weg frei und man gewährt ihm, der auch äußerlich ein einnehmendes Wesen und eine elegante Erscheinung besaß, gern Zutritt zur zahlreichen Gesellschaft wie auch zu den Nachvereinigungen, die damals schon existierten. Am Beginn zu der jemals herrschenden Sitz wendet sich van Dyk hauptsächlich dem Porträt zu, indem er den religiösen Stoff vernachlässigt. Das liegt in dem Wesen des Künstlers begründet. Er liebte die Attitüde der persönlichen Erscheinung; das Pathetische lag ihm fern. Ähnlich raffiniert muten seine Bildnisse an, in denen alles auf die leuchtende Schönheit der Farben, die weichen Töne, die Zartheit des blühenden Molorits gestellt war. So ist uns in seinem Werk eine Galerie der bedeutenden Männer und Frauen der Gesellschaft erhalten, freilich meist der Höflinge und Hofdamen, denn das geistige Bedeutende, Charaktervolle, suchte van Dyk nicht, sondern das sentimental Schöne. Der Künstler wußte auch in seiner Kunst etwas Wühlendes, Geizigesches. Er liebte es, von seiner Heimat wegzu ziehen, wo ihm wohl der Name seines Meisters im Begriff stand, und anderswo sein Glück zu suchen. Was er an internationaler Schulung gewann, das verlor er an kräftigem Heimatgefühl als Freund der Persönlichkeit, wie es sich bei Rubens zeigt, der nur in den Niederlanden möglich war. So kam van Dyk frühzeitig nach England; dann zog er über Frankreich in die Heimat; er kam nach Italien und wurde dort der bevorzugte Liebling des Adels, den er mit raffiniertem Geschmack konterte. Entscheidend ist hier der Einfluß der Venezianer Kunst auf ihn geworden, der schon vorher bemerkbar war. Delikatesse der Übergänge, Zartheit und Weichheit der Farben, Leuchtigkeit des Molorits; daher etwas Weiches, ja Weichliches in der Gestaltung. Ein nervöses, sensibles Talent, ein Nachempfänger, kein eigenkraftiger Gestalter. Noch einmal kam er nach den Niederlanden zurück, dann folgte er dem Ruf des Königs von England. Hier lebte er wie ein Hosmann und eine stattliche Galerie der Herren, Damen und Kinder dieses Milieus ist das Ergebnis. Er starb in London am 9. Dezember 1641.

Eine vornehme Kultur ist in seiner Kunst wie in seinem Wesen. Raffiniert ist seine Farbengabe,

Berantw. Redakt. L. Salomon-Pessin, Berlin (Niederlößnitz)

die sich an den Malerien, an Tizian namentlich, geschnürt hat. Aus matten, dichten Farben leuchtet weich ein Grün, ein Rot, ein Blau und ein goldiger Ton eins das alles. Mit dieser Art, der Persönlichkeit aufzufallen und ein Porträt materialisch zu gestalten, ist van Dyk in England tonangebend geworden; nach ihm kam die englische Malerschule, deren altmästerrisch vornehme Note noch mehr Hinsichtsfähigkeit verrät, aber einen guten Geschmack in der Nachbildung verloren.

Das vorliegende Bild, dessen Original in der Pierlesteingalerie zu Wien hängt, kommt schon an der feinen Art des Künstlers. Besonders? Weil es Rubenscher Stil so deutlich Rubenschen Einfluss, so ungebrochen zeigt. Dies Pferd hätte zu Rubens gewählt. Dieses Kleidige, Voll, dieses Massige hätten ihm entsprochen. Materialisch hätten ihn die großen Werkeleien gereizt, das Gut des Molozit, das sich dadurch ergibt. Um dieser farbigen Wirkung willen ist der Stahl gewählt und darum auch die Stellung so bestimmt worden. Von Van Dyk gehört mehr die etwas totale Wiedergabe und liebevolle Durchbildung des welligen Schweifs und der Haare. Alm gehört auch der Reiter, der im Gegensatz zu dem Stahl etwas schwächlich geraten ist und auch in der materialischen Gestaltung Eigenart vermissen lässt. So findet man in diesem Bild die Handschrift des Künstlers sowohl im Eigenen wie im Fremden; man sieht den Einfluß und das, was Persönlichkeit war.

Ein umfassendes Werk über das Leben und Wirken von Dyk ist fürzlich als 13. Band der Sammlung „Meister der Kunst“ bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen. Emil Schaeffer, der mit vielen Bildern und seinem Verständnis für die Art des Künstlers die Herausgabe besorgt hat, läßt in einem knapp gehaltenen, aber doch dem Zwecke genügenden Vorwort das Leben und Schaffen von Dyk vor den Augen des Lesers er scheinen. Dadurch, daß das Molozit der Zeit, der unser Künstler angehörte, fröhlig unterstrichen wird, tritt die Art seines künstlerischen Gebens plastisch und wirkungsvoll hervor. Den Hauptteil des Werkes über bilden seine 537 Abbildungen, die uns geplaudert — als religiöse, mythologisch-historische Bilder und als Porträts — vorgeführt werden. Jeder der prächtigen Reproduktionen ist die Zeit des Entstehens des Originals, die Größenverhältnisse und Malweise desselben, sowie die nähere Bezeichnung seines lebhaften Aufbewahrungsortes beigegeben. Zahlreiche kunstkritische Erläuterungen der einzelnen Bilder finden sich in einem lebenswerten Anhange. Auch diesem neuen Bande der „Meister der Kunst“ können wir nur den besten Erfolg wünschen; er verdient es, daß möglichst viele Kreise aller Volks schichten mit seinem reichen und guten Inhalt bekannt und vertraut werden.

Chioggia. Wenn in Deutschland der Herbstwind schon über die Stoppelfelder streicht, dann glüht über Venedig noch ein sommerlicher Himmel, und in dem engen Gewinkel der Bächen liegt die drückende Schwüle, die den Schiroto begleitet. Da lohnt mehr denn je eine Dampferfahrt hinüber nach den Laguneninseln, nach den malerischen Fischerdörfern auf dem Vido und weiter südlich nach Chioggia, der jüngeren Tochter Venedigs.

Auf dem Deck des Dampfers drängt und schiebt sich eine bunte Menge: Fischerfrauen, die mit großen Sieben vom Markt zurückkehren und mit einem surprachähnlichen Wortschatz und unter lebhaften Gesichtsausdrücken sich mit braungebrannten Landsleuten unterhalten, barfüßige Kinder darüber, die kaum das Nötigste auf dem Leibe tragen und sich mutter in den Gedränge umbrettern ohne jede Scheu vor den zahlfreichen Freunden aller Nationen, die halb neugierig, halb belustigt, die fest sam malerischen Szenen betrachten. — In der Ferne verzauberten in der zitternden Luft die weißen und roten Türme und Paläste Venedigs. Am kleineren Inseln gleitet der Dampfer vorbei, auf denen sich drohend die Schanzen eines Forts erheben oder weißliche Mauern errichtet vorwiegend über die verträumten Mauern eines stillen Klosters blicken. Zur Linken aber reicht sich, an der Westseite des Vido entlang, Fischerdorf an Fischerdorf, in eine Farbenglut getaucht, die jedes Künstlers Auge entzünden muß.

Nun wird Chioggia sichtbar; nicht lange dauert es und der Dampfer läuft in den geräumigen Hafen ein. Gleich Venedig ist auch Chioggia auf einer Laguneninsel erbaut, und Gebäude und Straßen ruhen auf einem tausendjährigen Pfahlrost; eine lange steinerne Brücke verbindet die Stadt mit dem Festland. Doch trägt sie in viel höherem Maße einen festländischen Charakter als Venedig; während dort das Pferd ein unbekanntes Wundertier ist, von dem die Kinder sich geheimnisvoll erzählen, kommen nach Chioggia häufig Fuhrwerke vom Festland herüber und jagen durch die schön gepflasterte Hauptstraße, die die Stadt der Länge nach durchzieht.

Die Bewohner von Chioggia sind besonders stolz auf diese breite Straße. An ihrem Ausgang in der Nähe des Hafens erhebt sich auf hoher Säule der Markuslöwe, das alte Wahrzeichen der Republik Venedig, unter deren Herrschaft Chioggia seit dem 11. Jahrhundert stand, und nicht sind auch die reichen Klöppelmosaike der Piazza nachgeahmt. Am verwahrlosten Brunnen des Rathauses prangt eine Marmortafel, die besagt, daß Garibaldi einen von hier aus eine Ansprache an das Volk gehalten habe. Sie steht die prächtige, 1873 von Longhi erbaute Kathedrale.

Während der Mittagsstunden, wo das Steinplatte eine sehende Sitz anstrebt, ist die Hauptstraße verödet. Der Betrieb spielt sich dann auf den Bogenbrücke ab, die sich zu beiden Seiten auf den Bänken hinziehen, wo man zwischen Läden und Geschäften an läuft vorbei, denen gerade die hellsteften Färbestrebungen, seinen Raum nimmt, umringt von bettenden Kindern und von pfeifenden aufreisenden Frauen. Um so mehr wird man überrascht sein, wenn man eins der Lauergräber (sog. Galie) betrifft, die links und rechts auf der Hauptstraße münden. Hier, wo beiderseits hölzerne Häusern in drei, vier Stockwerken aufragen, denen der Außen wie angeklebte Schornstein ein schildbares Aussehen verleiht, finden die Sonnenstrahlen keinen Zutritt; mittler auf dem Platz stoppt da der Schuhmacher sein Söhleleder, klöppelt lebhafte Frauen- und Minderhände die weitberühmten Venetianerspitzen, knüpft Web oder waschen das mehr Löcher als Tuch bestehende Wäsche und hängen sie an quer über die Straße von Zentrale zu Zentrale gespannten Seilen zum Trocknen auf.

Eine hochbogige Brücke führt über den voller Fischerlände liegenden Kanale Vena, der die Stadt in zwei Hälften teilt, und dann in ein Gewirr von Bächen und Bächen weiter an den Kanale Lombardo, den Lagunenkanal, der sich um Chioggia herumzieht. Hier herrscht zu jeder Tageszeit ein reges Leben: Fischerboote, die brauen, oft mit rohen Zeichnungen geschmückten Segel vom Winde getragen hinaus ins Meer, andere rüsten, mit allerlei Gemüse, besonders Zwiebeln beladen, zur Fahrt nach Venedig, dazwischen schwirren rasche Motorboote und gleiten langsam plumpste Bootsräume durch das grünlich schimmernde Wasser. Ein Fährboot, an Ruder ein alter, verwitterter Schiffsmatrosen in buntem gekleidet, setzt über nach den vorgelagerten Zugs-Totomarina; mittler im Wasser, das so klar ist, daß man den Tang auf dem Grund schaun kann, erhebt sich auf einem Pfahl ein Madonnenbild. Totomarina ist bekannt als Stapelpunkt für Zwiebeln. Wo man blickt: nichts als Zwiebeln. Hier werden sie zu Bündeln zusammengebunden, dort verladen, dort verkauft; Kinder stehen dabei und beissen her, hast in die rohen Wollen, daß man vom bloßen Gesicht den Tränen in die Augen bekommt.

Nachdem du das Dorf mit seinen ärmlichen Häusern und zerklumpten Bewohnern durchschritten, begrüßt dich das Meer. Schon von weitem hört du das dumpfe, lang nachhallende Rauschen der Wellen, die am Strand sich brechen. Und nun liegt es vor dir! Majestatisch langsam kommt eine der langhingezogenen Küstewellen nach der anderen an der blauen Ferne heran; wenige Schritte vom Ufer überschlägt sie sich, und Scham und Wicht wühlen sich den Strand hinunter und reißen mit zornigem Gewand und Tang wieder zurück in die Flut. Amme wieder wiederholt sich dasselbe Schauspiel; und doch hält es dich ständig in seinem Bann, daß du die Augen von seinem Blick nicht wegwerden möchtest.

Auf Sottomarina beginnen die sogenannten „Muretti“, ein Miesendamm, der die Düneninsel und damit Venedig und die Lagunen gegen die Sturmfluten des Adriatischen Meeres schützt, stufenförmig bis auf 10 Meter Höhe in einer Länge von 18 Kilometer aus kubistmettermächtigen Mauern aufgeschichtet.

Gegen Abend beginnt ein lebhaftes Treiben an der Hauptstraße, dem Corso, von Chioggia; Weißlich in Hutshaken und Schnallenstiefeln wandeln durch die Menge, bunt aufgeputzte Stadtolden lehnen unterm Strudeln und glutäugige Frauen in der „Scalletta“, dem schwarzen Untergeschoss, das so viele Reize und so viel — Schnur verdeckt, schließen hinter Bergenden Fächern hervor nach den stämmigen Fischergestalten. Am Strand aber suchen in den feuchten Lagunen, wo die Ebbe den Grund mehr und mehr bloslegt, nackte Kinder nach Krabben, und weit draußen wehen die letzten Strahlen der Sonne den Sonne um einige in voller Tätigkeit begriffene Fischer, die sich mit ihren Booten silhouettenartig gegen den flammenden Hintergrund abheben, einen goldenen glänzenden Heiligenchein.

eg.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Berantw. Redakt. L. Salomon-Pessin, Berlin (Niederlößnitz) — Verlag: Hamburger Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Kuer & Co., Hamburg. — Notationsdruck: Borwürs Buchdruckerei, Berlin SW. 64.